

Besprechungen.

Kirchengeschichte.

Rheinische Neujahrsblätter. Herausgegeben vom Institut für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande an der Universität Bonn. II. Heft: Die Anfänge des Christentums im Rheinlande. Von Wilhelm Neuß. Mit 34 Abbildungen. 8° (90 S.) Bonn und Leipzig 1923. Verlag von Kurt Schröder.

Über den Anfängen des Christentums im Rheinland — gemeint ist das linksrheinische, da das rechtsrheinische erst in fränkischer Zeit christianisiert wurde —, den Gründungen der ersten Christengemeinden daselbst sowie den Bischöfen und dem innerkirchlichen Leben in diesen Gemeinden während der Zeit der römischen Herrschaft, d. i. bis gegen Ende des 5. Jahrhunderts, lagert noch viel Dunkel und wird sich solches auch wohl weiterhin darüber lagern. Denn die Quellen, die uns über alles das Aufschluß geben könnten, fließen leider allzu spärlich. Was sie uns bei sachlicher, vorurteilslos prüfender Untersuchung zu sagen wissen, hat in eben so eingehender wie lichtvoller Weise Prof. Neuß in der vorliegenden Schrift ausgeführt. Zunächst gibt er wieder, was sich in den literarischen Quellen, soweit sie als zuverlässig zu gelten haben, über jene Fragen findet, dann was die monumentalen, die römisch-christlichen Gräberfelder, die im Rheinland gefundenen altchristlichen Werke der Kleinkunst (mit christlich-religiösen Darstellungen verzierte Gläser, Metall- und Elfenbeinplastiken) und die altchristlichen rheinischen Inschriften uns berichten. In einem Schlußabschnitt sucht der Verfasser festzustellen, was sich aus den kirchlichen Verhältnissen, wie sie uns in fränkischer Zeit im Rheinland entgegen treten, rückschließend für die vorausgehende römische über dieselben feststellen läßt. Wertvoll sind die der Schrift angefügten sehr reichhaltigen literarischen Nachweise. Die lehrreichen Ausführungen über die altchristlichen Gläser und Plastiken verdienen auch ikonographisch und kunstgeschichtlich alle Beachtung. In dem Silberlöfchen des Schnütgen-Museums zu Köln einen „eucharistischen Löfchen“ zu sehen, für das Fr. Witte es ausgegeben hat, lehnt der Verfasser mit Recht ab. War überhaupt in altchristlicher Zeit im Westen ein liturgischer Löfchen in Gebrauch?

Jos. Braun S. J.

Psychologie.

1. Die Attribute der Gesichtsempfindungen. Von E. Stumpf (Abhandlung. der Königl.-preussischen Akademie der Wissenschaften; Philosophisch-historische Klasse). Lex.-4° (88 S.) Berlin 1917, Reimer.

Den Anfang unsrer Übersicht machen zwei wertvolle Beiträge Stumpfs aus. Stumpf, der Berliner Professor der Psychologie, bekannt durch seine klassischen Arbeiten über die Tonpsychologie, gehört zu den Altmeistern der psychologischen Experimentalforschung. Zugleich steht er als Schüler Brentanos der aristotelisch-scholastischen Philosophie verhältnismäßig nahe, was sich in der Klarheit seiner Begriffe und Beweisführung bemerklich macht.

Die vorliegende Untersuchung ist den Grundeigenschaften der Farbenempfindung gewidmet, wobei die räumlichen und zeitlichen Eigenschaften absichtlich ausgeschlossen werden. Bei den Tonempfindungen galt bis vor kurzem diese Frage als ungemein leicht. Die Qualität war dort das eindimensionale Kontinuum der Tonhöhen, dazu kam die Tonstärke, während die Klangfarbe seit Helmholtz als Scheineigenschaft auf eine Tonverbindung zurückgeführt war. Wesentlich schwerer lag die Sache bei den Farben. Die psychologische Ordnung der Farbenqualitäten gelang erst Mach und Hering herzustellen, indem sie sechs Grundfarben nachwiesen und alle übrigen als Übergänge zwischen ihnen. Ob in einer Übergangsfarbe, wie dem Rotgelb die beiden Grenzfarben in einer Mischung verbunden seien, wie beim Tonakkord die Töne (die Mehrheitslehre), oder sie nur zu den Grenzfarben Ähnlichkeiten aufweise, selbst aber einfach sei (die Einheitslehre), wurde viel umstritten. Stumpf tritt wie die meisten andern mit sehr guten Gründen für die Einheitslehre ein.

Wesentlich dunkler ist die Frage nach der Intensität bei den Farben: Ist der Gegensatz von Schwarz zu Weiß ein solcher der wachsenden Intensität oder der verschiedenen Qualität, wie der von Gelb nach Rot hin? Hering nahm eine reine Qualitätsverschiedenheit an, und verbannte die Intensität aus diesem Empfindungsgebiet. Stumpf tritt dem entschieden entgegen. Intensität kann man schon finden im Sinne der relativen Stärke einer der Grundfarben einer Mischung. Aber auch die einfache Farbenempfindung findet er stärker und

schwächer. So scheinen das Augenschwarz und das Weiß des Sonnenlichtes doch äußerst verschiedene Intensität zu besitzen und die meisten Farben zwischen beiden zu liegen. Das tiefste Schwarz ist andererseits selbst wieder intensiver als das Augengrau, das nach allen Anzeichen die geringste Intensität besitzt. Andere Begriffe, wie Sättigung, Eindringlichkeit weist Stumpf als abgeleitet nach.

2. Empfindung und Vorstellung. Von E. Stumpf. (116 S.) Ebenda 1918.

Eine meisterhafte Darstellung des Wesens und der Grundeigenschaft der Vorstellungsbilder im Verhältnis zu den Sinnesempfindungen. Die Grundfrage pflegt hier seit alters die zu sein, ob zwischen den beiden Erlebnissen ein spezifischer, unüberbrückbarer Unterschied besteht, oder nur ein gradueller, etwa der Intensität. Stumpf geht hier den geäußerten Ansichten und ihren Gründen nach, sucht diesen gerecht zu werden. Meynert meinte, Vorstellung habe überhaupt keine Ähnlichkeit mit der Empfindung, sondern verhalte sich zu ihr wie ein Zeichen zum Gegenstand. Andere leugneten ihr jede Intensität, jede sinnliche Lebhaftigkeit ab; die Phänomenologen konstruierten eine spezifische Verschiedenheit, die bloß in den Akten liege usw. Die Hauptentgegnung bleibt immer: dann wäre nicht zu begreifen, daß an der untern Intensitätsgrenze der Empfindung beide so häufig verwechselt werden. Es ist möglich, die Vorstellung zur Halluzination zu steigern. Stumpf verläßt nicht, den Einwänden nachzugehen und sie befriedigend aufzuklären. So zeigt er, wie die Ansicht von dem bloß graduellen Unterschied mit der Tatsache der Schwelle vereinbar ist. Wenn es heißt, wir stellen uns den Ton wohl als stärker oder schwächer vor, aber die Vorstellung sei deshalb nicht selbst stärker: so ist das Wahre daran, daß wir in der Tat den Stärkeinhalt der früheren Wahrnehmung auch noch in anderer Weise darstellen können, etwa durch Vorstellung der Wirkungen der größeren Stärke oder durch Nebengedanken.

Sehr tief dringt auch die Behandlung der Raumverhältnisse der Gesichtsvorstellungen, des „Vorstellungsraumes“. In manchen Fällen wird der ganze Wahrnehmungsraum durch Vorstellungen ersetzt, das Gesehene verschwindet dann, auch bei offenen Augen. In anderen Fällen wird nur ein Teil des Gesehenen so verdrängt, die Vorstellung in die Außenwelt eingezeichnet: das liegt ja schon vor, wenn man in Ansichtspostkarten „Tiefe hineinzieht“ von völlig sinnlicher Lebhaftigkeit. Die Halluzinationen im Grenzgebiet spielten auch schon in

der Wissenschaft eine Rolle, wie bei den berühmten N-Strahlen von Blondlot. Weitere Bestätigungen für den nur graduellen Unterschied von Empfindung und Vorstellung bieten die Assimilationen zwischen den Empfindungen und den ergänzenden Vorstellungen in jeder Wahrnehmung, die gleiche Wirkung von Wahrnehmung und Vorstellung auf das Gedächtnis usw. Die glänzende Bestätigung aus den Anschauungsbildern, die Jaensch untersucht hat, lag leider damals noch nicht vor.

3. Grundfragen der Wahrnehmungslehre. Von Paul Ferdinand Linke. 8° (XXVI u. 384 S.) München 1918, E. Reinhardt.

Vorliegendes Werk ist mehr spekulativ, phänomenologisch, wie man es heute nennt, als auf die Gewinnung neuer Einzelkenntnisse gerichtet. Es will Klarheit in die Grundbegriffe der Erkenntnispsychologie bringen. So wird sorgfältig behandelt der Begriff von physisch und psychisch in ihrer Beziehung zum Wirklichen, der Gegensatz von Akt und Gegenstand, das Wesen der Klarheit und Deutlichkeit. Ein Hauptgesetz des Verfassers ist: Was im Gegenstand an sich nicht vorkommen kann, kann es auch nicht in seinem Erkenntnisbild; deshalb muß beispielsweise auch der Sehraum den Euklidischen Gesetzen gehorchen. Der Kälteschule gibt er zu, daß es ein unanschauliches Denken gibt (was damals viel weniger zugestanden war, als es heute der Fall ist), daß ohne dieses kein wirkliches Verständnis unsres geistigen Lebens möglich ist. Viele dieser Begriffsbestimmungen sind stark subjektiv und nicht selten angreifbar. Immerhin ist ihre eindringende Besprechung von Nutzen.

Wahrnehmung und Vorstellung findet Linke prinzipiell verschieden. In der Wahrnehmung sei das räumliche Gebilde zugleich unmittelbar als Ausgangszone des wahrnehmenden Aktes; wir erleben den Bewußtseinszustand in einer unmittelbar und als real gegebenen Einheit mit dem Außengegenstand usw. Dagegen sollen Vorstellungen immer als Vertreter eines andern Erlebnisses, wie Linke es annützig ausdrückt, als „Schachtelerlebnisse“ erscheinen. Leider bleibt er, wie die Phänomenologen bei ähnlichen Ausführungen bei bloßen Behauptungen stehen, was nur als Anregung seinen Wert hat.

Mit der Frage der Gestaltwahrnehmung tritt Linke in einen höchst aktuellen Streit ein, der nun schon über ein Jahrzehnt im Gang ist. Er findet die Gestalten ebenso real wie

die Dinge selbst; gibt aber zu, daß sie umgeformt werden können nach Willkür, wenn man z. B. eine umkehrbare Figur bald in der einen, bald in der andern Form sieht. Freilich ist dann nicht begreiflich, daß, wenn die Umformung Sache einer seelischen Produktion ist, es die erste Gestaltauffassung nicht ebenso sein soll. In der Frage der Bewegungswahrnehmungen kann Linke eigene Versuche von Bedeutung beitragen. Er steht in der Ergänzung getrennter Phasen zu einer kontinuierlichen Bewegung eine assimilative Ergänzung, deren Natur er durch sorgfältige Zergliederung genauer zu bestimmen sucht. Ihren Grund könne man in Erfahrung oder wahrscheinlicher in angeborenen Dispositionen sehen. Eine Bewegung ohne Bewegtes, die stellenweise behauptet wurde, erscheint ihm undenkbar; da müsse man vielmehr diffuse Qualitäten annehmen; das nicht Wahrgenommene werde durch Vorstellungen ergänzt. Gegen Wertheimers physiologische Erklärung der Bewegungswahrnehmung werden recht beachtenswerte Einwände vorgebracht. Die schon entdeckten Arten der Scheinbewegungen werden geordnet und durch eigene Beobachtungen ergänzt.

4. Beiträge zur Analyse der Gesichtswahrnehmungen. Von Fr. Schumann. 4. Heft. 8° (188 S.) Leipzig 1918, Barth.

Schumann sammelt die Untersuchungen, die von ihm oder unter seiner Leitung über Gesichtswahrnehmungen gemacht worden sind und die in der Zeitschrift für Psychologie niedergelegt sind, in Sonderheften. Das vorliegende Heft enthält die drei Beiträge: L. v. Karpinska, Experimentelle Beiträge zur Analyse der Tiefenwahrnehmung; H. Henning, Das Panum'sche Phänomen; P. Zimmermann, Über die Abhängigkeit des Tiefeneindrucks von der Deutlichkeit der Kontouren.

Die Arbeiten betreffen Einzelpunkte der Tiefenwahrnehmungslehre, die sich ohne eingehende Erklärungen nicht gut wiedergeben lassen. Es genüge, auf die Originalabhandlungen hingewiesen zu haben.

5. Materialien zur Blindenpsychologie. Von Ferdinand v. Gerhardt. 8° (284 S.) Langensalza 1917, Wendt & Klamowell.

Die merkwürdige Welt des Blinden wird in diesem interessanten Büchlein zum größten Teile von Blinden selbst geschildert, was den Wert wesentlich erhöht. Beispielsweise wird in größeren oder kleineren Beiträgen behandelt die Geschichte der Blindenfürsorge und

-erziehung, Gedächtnis der Blinden, ihre Sehvorstellungen und besonders Farbenvorstellungen, ihr Kunst- und Naturgenuß, ihre dichterischen Leistungen, das Ferngefühl, die Erziehung blinder Kinder im Kreise der Familie, ihre Willensbildung usw. Zum Interessantesten psychologisch genommen gehört die Beschreibung des selbst blinden Rich. Hauptvogel über die Art, wie er sich in der belebten Stadt mit Sicherheit allein bewegen kann.

Sehr eingehend ist der Anhang mit der Bibliographie des Blindenwesens in Deutschland.

6. Psychologie der Simulation. Von Emil Utzig. 8° (VIII u. 100 S.) Stuttgart 1918, Enke.

Das Werk beabsichtigt, nicht bloß dem Psychologen, sondern auch dem Pädagogen, Arzt, Kriminalisten Belehrung zu bieten. Dafür werden nicht nur die bekannten Beobachtungen, sondern noch eigene Versuche herangezogen. Versuchspersonen war der Auftrag erteilt, während einer geistigen Arbeit Taubstummheit zu simulieren; durch mannigfache Störungen, wie Kommandos, Zwischenrufe, interessante Zeitungsnachrichten, wurde versucht, die Simulation zu entlarven. In der Tat gelang es bei 16 unter 20 die Täuschungsabsicht nachzuweisen, bisweilen an Erröten, Umwenden, Lächeln, Fehlern in der Arbeit. Solche positive Ergebnisse können mit großer Wahrscheinlichkeit die Hörfähigkeit beweisen, dagegen ist der Schluß aus den negativen Ergebnissen nicht sicher. Das Wesen der Simulation (und ebenso Dissimulation, die sich psychologisch kaum unterscheiden) steht er in der bewußten Darstellung nicht vorhandener Sachverhalte.

Über die Verbreitung der Lüge und Simulation herrschten recht weitgehende Meinungsverschiedenheiten. Wenn sich Tiere tot stellen, wenn ein Vogel sich hinkend stellt, um den Verfolger von seiner Brut abzulenken, so ist hier nach Utzig eine Simulation im menschlichen Sinne nicht anzunehmen; es ist das einfach eine nützliche, triebartige Handlung, sei sie angeboren oder durch Erfahrung erworben. Auch bei Kindern warnt Stern davor, nicht zu schnell eine Lüge anzunehmen, wenn der Wortlaut bei einem Erwachsenen das besagen würde. Ebenso betrachten die führenden Psychiater die Vorpiegelung von Geisteskrankheiten für recht selten; nur Übertreibungen von Erscheinungen kommen leichter vor.

Die moralische Bewertung ist nach Utzig allein durch den Zweck zu entscheiden. So werde niemand es verurteilen, wenn ein Junge

seiner schwerkranken Mutter eine falsche Angabe macht, um ihr nicht zu schaden; wenn jemand Gesundheit heuchelt, um für das Vaterland kämpfen zu können, wenn man höflich an der langweiligen Erzählung eines verehrten alten Herrn Interesse heuchelt. Der Arzt müsse geradezu berufshalber Freude zeigen, auch wenn seine persönliche Lage damit nicht stimme. Aus allem glaubt er schließen zu dürfen, Lüge und Simulation seien nicht an sich zu verdammen, wie Meid. Es ist bekannt, daß in dieser Bewertung die Ansichten der Moralisten erheblich auseinandergehen.

Eingehende Beschreibung finden die psychologischen Verschiedenheiten bei der Ausführung der Simulation, ob z. B. ein einziger Akt genügt, sie konstant durchzuführen, oder die Absicht beständig erneuert werden muß (der Unterschied scheint mir eher darin zu bestehen, daß einigen die intuitive Einführung in die Rolle genügt, um in ihr natürlich zu leben, während andere die Einzelhandlungen erschließen müssen). In den Übertreibungen steckt wenigstens ein echter Kern. Sogenannte unbewusste Simulation ist dagegen überhaupt keine Simulation. Die Motive der Simulation können, wie schon erwähnt, sehr verschieden sein: Eigennutz oder aber übertriebene Angstlichkeit; manche stellen sich schlechter, als sie sind, weil ihnen das Gutescheinen peinlich ist. Hinter geheuchelter Strenge kann sich eine zarte Seele verstecken. Die Aufgabe, die Simulation zu entlarven, wurde besonders von Ärzten ausgebildet, wie an vielen Beispielen gezeigt wird.

7. War Neuroses. By John T. Mac Curdy. 8° (X u. 132 S.) Cambridge 1918, University Press. 7 $\frac{1}{2}$ s.

Als Amerika in den Weltkrieg eintrat, ging der amerikanische Neurolog Mac Curdy nach England, um dort die Kriegsneurosen an Hand der bisherigen Erfahrungen zu studieren und die Ergebnisse seinem Vaterland dienstbar zu machen. Der Bericht liegt hier in Buchform vor. Gegenüber der vorher in Amerika herrschenden Neigung, solche Störungen möglichst rein organisch zu erklären, stellten die Massenerfahrungen des Krieges die überwältigende Bedeutung der psychologischen Bedingungen und Entwicklung ins Licht. Dem Psychologen sind die pathologischen Fälle von jeher besonders erwünscht gewesen, weil sie gewissermaßen ein Experiment der Natur darstellen, das einige der wirkenden Ursachen auf Kosten der übrigen steigert und so die Wirksamkeit der einzelnen klarer sondern läßt. Da die

englisch geschriebene Literatur den Deutschen heute fast unerreichbar geworden ist, sei ein eingehenderer Bericht hier gestattet.

Mac Curdy teilt sein Material in der Hauptsache in die großen Klassen der Angstneurosen und Kriegshysterie. Die Angstneurose, die sich besonders bei Offizieren findet, entwickelt sich gewöhnlich auf körperliche Depression hin, wie Ermüdung, schlechte, ungenügende Nahrung, Mangel an Schlaf, aber auch Unzufriedenheit. Sie führt zu wachsender Unruhe, zum Aufspringen bei jedem plötzlichen Geräusch (die Engländer nannten das jumpiness), zu Schlaflosigkeit, schreckvollen Träumen, schließlich Todesfurcht, die vorher längst überunden war. Gerade der Offizier ist durch seine Stellung gezwungen, diese Symptome niederzukämpfen, äußerlich Unererschrockenheit zu zeigen; dadurch wird er noch mehr erschöpft, bis schließlich der Zusammenbruch kommt. Durchsichtiger, weil aus den Friedenserfahrungen an vielen Abarten durchgearbeitet, ist die Kriegshysterie, die sich besonders beim Gemeinen findet. Nach starken Entbehrungen oder auf Grund nervöser Anlage wird hier das Verlangen herauszukommen immer größer, verdichtet sich immer mehr in dem Wunsch, durch eine Verletzung, einen „Heimatschuß“ aus der unerträglichen Lage befreit zu werden. Bei einem Anlaß, wie einer Verwundung, Verschüttung tritt dann der Mechanismus in Kraft, der aus den Friedensneurosen schon bekannt ist, nämlich eine unbewusste (nicht simulierte) Umwandlung des Wunsches in eine scheinbar organische Störung oder Unfähigkeit, in Taubheit, Stummheit, Unvermögen zu gehen usw., kurz die hysterische Konversion.

Die Angstneurosen waren im Burenkrieg noch nicht beobachtet worden; sie sind ein Produkt der heutigen Kriegsführung. Verfasser beschreibt die eigenartige Kriegseinstellung des bis dahin friedlichen Bürgers. Er glaubt, daß ein primitiver Trieb zur Zerstörung und Brutalität vorhanden ist, der unter normalen Verhältnissen von der Gesellschaft zurückgedrängt, aber nun im Interesse des Krieges erwünscht ist. Von noch mehr Gewicht ist jedenfalls der andere Grund, die Anregung des nationalen Interesses, dem besonders unter dem Druck der aufs höchste erhitzten öffentlichen Meinung das Wohl des einzelnen untergeordnet ist. Die Eigenart des heutigen Krieges sieht er dagegen in dem Passiv-aushalten-müssen in größter Todesgefahr, gegen das persönliche Tapferkeit machtlos ist. Viele andere Veröffentlichungen haben ja unterdessen diese Eigenart noch viel eindringlicher geschildert.

Die gegebene Lehre wird durch eine große Menge Beispiele vertieft. Bei manchen Angstneurosen liegt eine ererbte Nervosität zu Grunde, z. B. Aufschrecken in der Nacht in der Kindheit, Furcht vor Dunkel, vor Höhen, vor dem Aufenthalt in unterirdischen Räumen. Andere Male dagegen waren es bei bester nervöser Gesundheit und Eingewöhnung in die Kriegsschrecken später auftretende Übermüdung oder Widerwärtigkeiten etwa mit den Vorgesetzten. Die Gehirnerschütterungen wirken teilweise schon körperlich, aber nicht selten sind sie auch der Anlaß, der die angesammelten nervösen Erscheinungen durchbrechen läßt. In der Behandlung der Angstneurosen befürwortet Verfasser eine kluge Mischung von Ruhe und Tätigkeit, besonders aber die Wiedererziehung des Willens zu erneutem Wunsch, seine Pflicht zu erfüllen: dem Kranken müsse die Einsicht in den Mechanismus seiner Störung vermittelt werden, gezeigt werden, wie seine Kriegseinstellung nachließ und sich eine egoistische Einstellung befestigte.

Beispiele von Kriegshysterien lassen erkennen, wie der Wunsch der dauernden Kriegsunfähigkeit die Krankheitserscheinungen nicht heilen läßt. Ist ein krankes Glied zum Zweck der Heilung starr gehalten worden, so bleibt die Starrheit auch nachher bestehen und täuscht Bewegungslosigkeit vor. Durch ungeschickte Behandlung kann das monatelang weitergehen, bei richtiger Behandlung aber in kürzester Zeit, in Tagen, ja Stunden geheilt werden; Beispiele solcher Heilungen von Stimmlosigkeit, Taubheit, Stummheit werden hier besprochen.

Dem Leser wird nicht entgangen sein, wie auch das Verständnis und die richtige Behandlung der Friedensneurose durch das furchtbare Experiment des Krieges eine größere Klärung erfahren hat. Wohlthuend berührt, daß Verfasser sich jeder nationalen Hegerei enthält und in der ganzen Darstellung allein sein wissenschaftliches Ziel im Auge behält.

8. The Fundamentals of Psychology.
By W. B. Pillsbury. 8° (X u. 562 S.)
New York 1919, Macmillan.

Das psychologische Lehrbuch des hervorragenden amerikanischen Psychologen ist zugleich ein Gradmesser für das, was in weiten amerikanischen Kreisen als gute Psychologie betrachtet wird — natürlich als experimentelle; rationelle gibt es nach ihm heute nicht mehr. Dem Umfang nach will es die Mitte halten zwischen den kurzen Textbüchern der amerikanischen Universitäten und den großen Nachschlagewerken. Nach deutschen Begriffen frei-

lich würde man es eher zu den kurzen Textbüchern rechnen.

In der amerikanischen Psychologie herrscht gegenwärtig ein lebhafter Streit über das Objekt der Wissenschaft. Extreme sind der Behaviorismus, der bloß das äußere, körperliche Benehmen (behavior) der Wesen und seine Wechselwirkung mit der Umgebung ins Auge faßt und von allen Bewußtseinsvorgängen abieht oder sie gar leugnet (das sei nicht wissenschaftlich, weil nicht objektiv), wie das Watson tut, der damit ungeheuren Anklang fand; und andererseits etwa Woodworth, der mehr im Sinn europäischer Psychologie vor allem die Seelenzustände als Objekt der Psychologie betrachtet, auch an der Eigenart des Verstandes festhält usw. Pillsbury hat keine Lust, vielleicht auch nicht die Kraft, die Streitfrage prinzipiell zu entscheiden. Er will deshalb von beiden Psychologien das Beste zusammenstellen.

In einem neueren psychologischen Lehrbuch ist der Gang im großen ziemlich festgelegt: man beginnt vielleicht mit den körperlichen Grundlagen, dem Nervensystem; behandelt dann die sorgfältig durchforschten Gebiete der Sinnespsychologie, die Empfindungen, angefangen von den Gesichtsempfindungen bis herab zu den noch dunklen Organempfindungen; steigt dann auf die höhere Stufe sinnlicher Erkenntnisse, zu den Phantasievorstellungen und Wahrnehmungen, unter denen besonders die Raumwahrnehmungen reich ausgebildet sind, und schließt dieses Gebiet etwa mit der Lehre von den Assoziationsgesetzen. Dann bleibt je nach Vorliebe des Verfassers noch ein meist kleiner Raum für das höhere Seelenleben, Verstand, Instinkt, Gemütsbewegungen, Tätigkeit und Wille. Bei Pillsbury macht die Behandlung des Nervensystems entsprechend seiner Vorliebe für körperliche Erklärungen 80 Seiten aus, die niederen Empfindungen über 100, Vorstellungen, Wahrnehmungen und Gedächtnisgesetze über 150. Für das höhere Seelenleben bleiben dann wenig über 150 Seiten übrig.

In fast allen Streitfragen nimmt Pillsbury eine sehr, vielleicht übermäßig vorsichtige Haltung ein; man möchte sagen, er sucht es mit keiner Partei zu verderben. So meint er in der metaphysischen Grundfrage zwischen Wechselwirkung und Parallelismus, es sei gut, die Möglichkeit der Wechselwirkung nicht zu leugnen, aber sie für die Erklärung möglichst zu vermeiden (!).

Im einzelnen wird zwischen den üblichen Farbentheorien keine Entscheidung gegeben,

aber sie durch Entwicklung von Grundsätzen erleichtert. Bei den Gehörtheorien kommen der heutigen Tendenz der englischen Literatur entsprechend die Einwände gegen Helmholtz stark zur Geltung. Eigene statische Empfindungen nimmt er nicht an, sondern sieht hier nur ein Reflexorgan. Die Darlegung der Fehnerschen Gedanken ist wie häufig nicht ganz einwandfrei. Die Erinnerungen werden, wie heute allgemein angenommen werde, allein im Nervensystem aufbewahrt. Es bleibe eine Tendenz gewisser Elemente, miteinander zusammenzuarbeiten, erhalten. Er beachtet nicht, daß es in der rein materiellen Erklärung keine einheitlichen Ganze gibt. Tiefer dringt die Behandlung in dem Gebiet, das der Verfasser selbst bearbeitet hat, der Aufmerksamkeit; freilich soll ihre Theorie wieder eine rein körperliche sein. Bei den Raumwahrnehmungen fällt die Unentschiedenheit auf, mit der er zwischen Nativismus und Empirismus nicht zu schlichten versteht. Unbefriedigend ist der Aufbau des Rastraumes. Die Gedächtnisgesetze werden gut wiedergegeben. In der großen Frage zwischen Sensismus und Intellektualismus sucht er wieder beiden Theorien gerecht zu werden. In Wirklichkeit ist aber seine Erklärung eine rein sensistische aus dem Unbewußten, nämlich den offenstehenden Nervenbahnen.

Recht eingehend werden die „amerikanischen Thematata“, Instinkt und Gemütsbewegungen vorgenommen (75 Seiten). Beim Instinkt werden die Klassen gut geschieden; die Herleitung des Instinktes aus vererbten intelligenten Leistungen ist allerdings unbefriedigend. Das sinnliche Gefühl wird in üblicher Weise besprochen. Lesenswert ist besonders das Kapitel über die Gemütsbewegungen, die alten und neuen Einteilungen mit ihrem relativen Wert, das Wahre und Falsche an der James-Langeschen Gefühlstheorie, die vielversprechenden Einteilungen von Chand, der mit seinen Sentiments über die großen Gefühlsysteme wie Liebe und Haß ungeahntes Licht verbreitet hat. Mit dem folgenden Kapitel über Bewegungen ist der Verfasser wieder auf eigenstem Gebiet. Sehr ungenügend dagegen wird der Wille abgemacht. Er kennt zwar die neueren Untersuchungen von All und Michotte, die hier die traditionelle Lehre auch experimentell bestätigt haben. Aber er entscheidet in charakteristischer Weise, es sei „einfacher“, auf den so viel bekämpften eigenen Willen zu verzichten und lieber die Motive selbst die Handlung bestimmen zu lassen. Natürlich wird dann auch die Willensfreiheit geleugnet. — Im Schlußkapitel über das Ich werden die ver-

schiedenen Sinne, die dem Ich in der Sprache zukommen, und die Rolle der Selbstgefühle gut beschrieben. Aber die Grundlage des Ganzen, das substantiell beharrende und alles zusammenfassende Ich, wird weggeleugnet, wieder aus dem pragmatistischen Grund, das sei einfacher. Es sei schwierig zu denken, wie ein substantielles Ding neben (?) den Zuständen sie zusammenhalten kann; wenn man dagegen mit dem Ich die Erlebnisse selbst meine, in ihrer Verbindung, so mache der Begriff wenig Schwierigkeiten. Es ist wohl Pillsbury nicht bekannt, daß der Vater dieser Ansicht, der Skeptiker Hume, ehrlich genug war, zuzugestehen, er sehe keinen Weg, wie bei seiner Ansicht die Einheit überhaupt zustandekomme. Humes einziger Trost, vielleicht werde das später einer einmal begreifen, kann da doch wohl bloß als Galgenhumor bezeichnet werden. — Es ist schade, daß das inhaltsreiche Lehrbuch mit diesem Mißklang schließt.

9. The Nature of „Intelligence“ and the Principles of Cognition. By C. Spearman. 8° (VIII u. 358 S.) London 1923, Macmillan. 15 s.

Eines der merkwürdigsten psychologischen Bücher des letzten Jahrzehnts. Der Verfasser ist einer der erfolgreichsten Führer der englischen experimentellen Psychologie, der auch die deutsche Psychologie aus persönlicher langjähriger Mitarbeit kennt und andererseits selbst mit der scholastischen Psychologie in der Form der Schule Merciers sich einigermaßen bekannt gemacht hat. Bei der Bedeutung des Buches und seiner Unzugänglichkeit für deutsche Leser sei eine etwas ausführlichere Berichterstattung gestattet.

Spearman findet eine breite Kluft zwischen den bedeutenden Ergebnissen der angewandten Psychologie, wie beispielsweise der Binetschen Intelligenzmessung und der theoretischen Grundlage in der Psychologie, die diese Ergebnisse nicht verständlich machen konnte. Was hier fehlt, ist eine Summe von Prinzipien, aus denen, ähnlich wie aus den drei Bewegungsgesetzen der Mechanik, die übrigen abgeleitet werden können. Diese Lücke gedenkt er auf dem Gebiete der Erkenntnis auszufüllen.

Die Prinzipien, die nach ihm alles Qualitative der Erkenntnis beherrschen, sind drei: die Erfassung der Bewußtseins-erlebnisse, das Einsehen von Relationen zwischen den Inhalten und die Herleitung von Korrelaten. Die Erfassung des Bewußtseinsinhaltes ist in evidenten Urteilen zu verstehen und geht auf alle psychischen Akte, Empfindungen, Gefühle, Erkenntnisse, Strebezustände und das Ich.

Das zweite Prinzip ist die Fähigkeit, zwischen zwei vorhandenen Inhalten des Bewußtseins die Relation mit Evidenz zu erkennen; heute spricht man da eher vom Erkennen von Tatbeständen. Die Relationen umfassen die Attribution, das Verharren in der Zeit, zeitliche und räumliche Verhältnisse, Ursache, Gleichheit und Verschiedenheit, Verbindung usw. Spearman verwirft die übliche scharfe Scheidung zwischen Sinneswahrnehmung und abstraktem Denken; das ist ihm ein allmählicher Übergang. Wenn man beim Hören einer Bachschen Fuge Relationen auf Relationen baut, könne man geradefogut von Hören wie von Denken sprechen. Wir kommen auf diesen Punkt noch zurück.

Das dritte Prinzip endlich sagt aus, daß aus einem Fundament und einer gegebenen Relation das andere Fundament, das Korrelat, konstatiert und als solches evident erkannt werden kann: die Eduktion der Korrelate. Aus einem Ton und seinem Intervall gewinnt man den andern Ton; zu einem Begriff sein Gegenteil; im Ebbinghauschen Kombinationstext wird ein lückenhafter Text nach diesem Prinzip ergänzt. Genauer ist jedes wissenschaftliche Gesetz, jede praktische Regel eine Beziehung, die nach dem zweiten Prinzip entdeckt wurde und die in einem neuen Fall nach dem dritten Prinzip angewandt wird, indem etwa aus der Regel und der Situation das Verhalten bestimmt wird. So wird beim Sprechen immer eine Menge von Regeln erfüllt, die der Syntax, des Stiles, die Anpassung an das Wissen des Hörers, an seine Art, sein Temperament usw. Diese große Fülle von zu leistenden Ergänzungen macht begreiflich, warum gerade die Sprachtexte bei den Intelligenzprüfungen sich so wertvoll erwiesen haben.

Mit diesen Prinzipien ist alles erledigt, was an verschiedenartiger Erkenntnis geleistet werden kann. Um nun weiter zu entscheiden, was in jedem Augenblick in Wirklichkeit geschieht, bringt Spearman eine Reihe (5) quantitativer Prinzipien vor, deren Auswahl er übrigens als mehr vorläufig betrachtet. Es gehört zu ihnen die geistige Energie, die eine gewisse konstante Größe besitzt, was den gleichzeitigen Umfang des Bewußtseins begrenzt; dann das Auftauchen oder leichtere Kommen einer früheren Erfahrung, deren Erschwerung bei Ermüdung usw. Hierdurch sollen noch drei neue Prozesse entstehen: die Reproduktion von Inhalten, die auf Assoziation beruht; das Verschwinden von Inhalten; endlich die Klarheitsveränderung eines Inhaltes. Ubrigens ist die

scheinbare gewöhnliche Reproduktion recht häufig mit dem Prozeß der Gewinnung von Korrelaten verbunden; schon die Bildung einer Assoziation schließt nicht selten die Bildung einer Relation ein, die später das zweite Glied ableiten läßt oder wenigstens die Klasse, wozu es gehört. Über den Begriff der Erkenntnisklarheit verbreitet eine eigene Untersuchung weiteres Licht. Er läßt die Versuchspersonen den Augenblick angeben, in dem für sie ein Sehobjekt seine größte Sichtbarkeit erlangt hat, die an der Fähigkeit genauer Beschreibung ihr Maß besitzt. Er sieht in dieser Bestimmtheit, wie er die neue Eigenschaft nennt, etwas, das nur Tatbeständen zukommt, nicht einzelnen Elementen, und das mit der Intensität durchaus nicht parallel geht. Indem die Bestimmtheit der Inhalte sinkt, fallen sie schließlich in ein Stadium des Unterbewußtseins, das eine direkte Feststellung nicht mehr erlaubt, aber beständig in das Bewußtsein hinübergreift. Wenn aus den Ereignissen des Tages, ja aus der eigenen Lebensgeschichte viele Fragen augenblicklich beantwortet werden können, sieht er darin einen Beweis, daß sie wirklich im Unterbewußtsein (dem sonstigen Randbewußtsein) bereit lagen, nicht erst geweckt werden mußten. Man wird diese Ansicht über die rätselhafte Natur des Randbewußtseins im Auge behalten müssen.

Über die Rolle der Vorstellungen beim Denken betont Spearman im Einklang mit Moore und andern, daß der Nutzen der Sachvorstellungen viel kleiner ist, als man erwartet hätte. Selbst für das Nachzeichnen aus dem Gedächtnis war kein Nutzen aus ihrer Anwesenheit zu beweisen. Ebensovienig erwiesen sich die Sprachvorstellungen als wesentlich für das Denken. Diese Feststellungen gehen über die Annahme der Aristoteliker von der relativen Unabhängigkeit der Gedanken von den Vorstellungen noch weit hinaus; wenn sie sich bestätigen sollten, sind sie wohl geeignet, die Eigenart der Gedanken ins rechte Licht zu stellen.

Eine Glanzleistung des Spearman'schen Werkes scheint mir indessen in einer andern Originaluntersuchung zu liegen. Gegenüber den immer überwältigender werdenden Gründen für die Eigenart der Gedanken haben sich die Sensisten immer mehr darauf zurückgezogen, die Gedanken seien im Bewußtsein nichts Spezifisches, sondern hätten dort in den sinnlichen Elementen, den Spannungen und Bewegungen ihre Symbole; diese „meinten“ die Gedanken, ja „seien sie“ geradezu. Die Absurdität einer solchen Annahme, die disparate Dinge, eine

Fingerbewegung etwa und die Einsicht in die Richtigkeit eines geometrischen Beweises für dasselbe erklärt, ist so einleuchtend, daß man nicht begreift, wie sie im Ernst von Psychologen aufgestellt werden konnte und immer wieder vorgebracht wird. Hier gelang es Spearman, eine Brücke zu schlagen. Bei manchen Beobachtern konnte in der Tat eine sinnliche Wahrnehmung mit Gedanken so verschmelzen, daß das eine dem subjektiven Anschein nach für das andere erklärt wurde. Man begreift dieses Paradox leichter, wenn man sich daran erinnert, daß auch dem gewöhnlichen Volk bisweilen das Wort mit dem Ding zusammenzufallen scheint; „es heißt nicht bloß Brot, es ist auch Brot“; die Worte scheinen gelegentlich die Bedeutung selbst zu sein. Die begrifflichen Elemente sind eben, wenn auch klar, so doch wesentlich schwächer bewußt als die sinnlichen, so daß sie leicht übersehen, von den andern beherrscht werden können. Diese Erscheinung kann durch eine besondere Einstellung noch unterstützt werden, die sich offenbar bei manchen sensiblen Forschern ausgebildet hat. Es ist zu hoffen, daß diese Untersuchung einen Streit endlich zum Abschluß bringe, der viel Kraft an eine verlorene Position gebannt hat.

Aus andern Untersuchungen schließt Spearman auf einen ursprünglich subjektiven Charakter der Eindrücke; eine Sache, die nach seiner Ansicht neuer Klärung bedarf.

Den bisher behandelten eigentlich originalen Inhalt des Buches kann man umschreiben als einen neuen Versuch, die Erkenntnisvorgänge zu gruppieren. Allerdings sieht Spearman darin die wahre natürliche Einteilung und gibt sich deshalb daran, nachzuweisen, daß die alten Erkenntnisfähigkeiten auf seine Prinzipien restlos zurückgeführt werden können. Dieser Versuch läßt aber viele Einwände zu.

Bei Behandlung der Wahrnehmung als erster alter Fähigkeit schließt Spearman die Empfindung aus der eigentlichen Erkenntnis aus; sie werde erlebt, aber nicht erkannt. Das ist natürlich nur in dem engeren Sinne richtig, daß die Empfindung nicht schon als solche durch ein Urteil konstatiert wird. Aber dieses allein Erkennen nennen wollen, widerspricht dem Sprachgebrauch. Wenn die Empfindung nicht erkannt war, könnte sie doch auch nicht nachher wiedererkannt werden, was niemand sagen wird. Bei der Wahrnehmung werden gut die vielfachen Ergänzungen geschildert, besonders auch die Einfühlung, die bei belebten und selbst unbelebten Substanzen Platz greift. Alle diese Prozesse sollen auf die drei

Grundtätigkeiten zurückgeführt werden können. Indessen würde so eine stark intellektualisierte Wahrnehmung entstehen, nicht die gewöhnliche, die wir auch dem Tiere zuschreiben.

Darauf werden in der Begriffsbildung als erster Grundtätigkeit des Verstandes im alten Sinne eine Reihe verschiedener Entstehungsweisen geschieden. Ungenügend ist aber der Versuch, die abstrakten Elemente aus der Wahrnehmung bloß aus der Aufmerksamkeit und der Enge des Bewußtseins zu gewinnen, also gewissermaßen mechanisch. So können nur physische Teile getrennt werden, nicht abstrahierte. Noch weniger geglückt ist die Kennzeichnung des Urteils, das der Feststellung von Relationen und Korrelaten gleichgesetzt wird. Aber mit der bloßen Einsicht in irgend welche Verhältnisse ist gerade das Entscheidende am Urteil nicht erfaßt, nämlich die Bejahung, die Annahme; diese ist nicht durch ein Wollen zu beschreiben. Denn gerade das Objekt des Wollens ist das Annehmen, nicht das vorausgehende Einsehen. Daß im Schließen nichts wesentlich Neues vorliegt, ist schon von jeher anerkannt worden. Spearman betont hier sehr gut den Wert der oft angegriffenen Deduktion: jedesmal wenn man eine neue Wahrnehmung einem Begriff unterordnet, von dem man anderswoher viel weiteres weiß, überträgt man nun dieses ganze Wissen. Er meint, danach ist der Glaube der Primitiven doch nicht so töricht, wenn sie meinen, daß das Lernen der Namen der Dinge uns Macht über sie verleiht.

Auch bei den übrigen alten Erkenntnisfähigkeiten, dem Gedächtnis und der Phantasie im Sinne der schöpferischen Tätigkeit findet er seine Prinzipien angewandt. Zusammenfassend sieht er in diesen drei einfachen Prinzipien das lange fehlende Fundament der Psychologie endlich gelegt. Er nimmt sie mit Recht auch für das Denken der Primitiven und Kinder in Anspruch. Wenn er sie aber auch für Tiere vermutungsweise aufstellt, so ist damit doch der wesentliche Unterschied der menschlichen und tierischen Erkenntnis in Frage gestellt. Erinnern wir uns, daß die Prinzipien immer auf die Gewinnung evidenter Sätze gehen, so sieht man, daß diese Vermutung die Tiererkenntnis vermenschlichen würde.

Was ist über den Wert dieser neuen Grundlagen der Erkenntnispsychologie zu sagen? Der Ausschluß der Empfindung aus der Erkenntniswelt ist, wie schon erwähnt, nicht als glücklich zu bezeichnen. Da ferner die Ergebnisse aller drei Prinzipien immer evidente Sätze sein sollen, ist klar, daß sie nicht die gesamte

Erkenntnis teilen, sondern nur ihre höchsten Äußerungen, das, was man von jeher Urteil genannt hat. Die eigentliche reine Sinneswahrnehmung, soweit sie etwa auch das Tier hat, der Aufbau der Sinnesobjekte als solcher in Raum, Zeit, mit ihren sonstigen Eigenschaften, aber noch ohne abstrakte Sonderung der Glieder gegeneinander wird nicht behandelt. Überhaupt ist die Abstraktion nicht in ihrem Wesen und ihrer Bedeutung gewürdigt. Diese Nichtbeachtung scheint mir der empfindlichste Mangel der neuen Theorie.

Betrachtet man übrigens die Theorie, wie sie es will, als die theoretische Grundlage der Intelligenzprüfungen im gewöhnlichen Sinne des Wortes, so kann man wesentlich günstiger über sie urteilen. Dabei kommt es ja auf die niederen sinnlichen Erkenntnisse nicht an. Und die Begriffsbildung kann immer in die Form von Urteilen gekleidet werden, so daß solche in einer passenden Auswahl in der Tat das so verstandene intellektuelle Leben bestreichen. Die volle Bedeutung der neuen, sehr interessanten Theorie wird sich wohl erst in weiteren Untersuchungen überblicken lassen.

Jos. Fröbes S. J.

Bildende Kunst.

Aus Kunst und Leben. Von Dr. Paul Wilhelm Keppeler, Bischof von Rottenburg. 6.—8. Auflage in einem Band. Mit 6 Tafeln und 145 Abbildungen im Text. 8° (XII u. 380 S.) Freiburg i. Br. 1923, Herder. G. 20.—, geb. G. 22.50 u. G. 31.—

Wer das zweibändige Werk mit dem gleichen Titel liebgewonnen hat (vgl. die Besprechungen in dieser Zeitschrift Band 70 [1906] und Band 72 [1907]), wird in der vorliegenden einbändigen Ausgabe manchen Aufsatz ungern vermissen, der den heutigen widrigen Verhältnissen zum Opfer fallen mußte. Dafür entschädigt eine überaus lebendige und stimmungsvolle Schilderung des Eucharistischen Kongresses, der vom 24. bis 28. Mai 1922 in Rom tagte. Die „Wanderung durch Württembergs letzte Klosterbauten“ ist ein Meisterstück wissenschaftlicher Gediegenheit und volkstümlicher anregender Darstellung. Die Abhandlung über Raffaels Madonnen wird den Beifall der Modernsten allerdings kaum finden. Ihnen ist die ganze Renaissance Heidentum; der religiöse Geist, jahrhundertlang verschüttet, sei erst durch den Expressionismus wiedererweckt worden. Solche Einseitigkeiten sind unter allen Umständen von Übel, mag man auch der Meinung sein, daß manche Prätoraelleniten, vorab Fra Angelico, an religiöser Weihe und Innig-

keit den großen Meister der Hochrenaissance weit übertreffen. Die vornehme, geschmackvolle Ausstattung ist des hohen Autors würdig.

Christozentrische Kirchenkunst. Ein Entwurf zum liturgischen Gesamtkunstwerk. Von J. van Aken. 8° (IV u. 100 S.) Mit 6 Bauplänen von Baurat C. Moris. Gladbeck 1922, A. Theben.

Die liturgische Bewegung, die zuerst den Kern erfaßt hatte, greift nun auch auf die Peripherie über, auf das Gebiet der liturgischen Künste. Einen Versuch zur Lösung dieses Problems stellt diese Schrift dar, die „einer straffen und ausdrucksvolleren Betonung in der gesamten Kunst des Heiligtums“ das Wort spricht. Worin dieses Wesentliche liegt, besagt das Wort „christozentrisch“; der Altar, als die Stätte, wo Christus täglich sein heiliges Opfer durch die Hände des Priesters darbringt, „soll der Ausgangspunkt und gestaltende Mittelpunkt des Kirchenbaues und der Kirchenausstattung sein“. Kurz: die Messopferkirche ist Ideal. Wer das Problem noch nicht lebendig an sich empfunden hat, wird vielleicht fragen, inwiefern es etwas Neues bedeute und nicht ohnehin schon in allen katholischen Kirchen verwirklicht sei. Bildet der Altar nicht das, worauf das Auge zuerst fällt, wenn man eine Kirche betritt? — Der Verfasser war gerade als praktischer Seelsorger nicht blind dafür, daß neben der Liturgie auch die Volksandacht nicht nur berechtigt, sondern notwendig sei, und darum auch in der Ausgestaltung der Kirche gebührend berücksichtigt werden muß. Es ist jedoch unverkennbar, daß die Ausstattung unserer Kirchen vielfach den wesentlichen Gedanken durch ein Vielerlei von Nebensachen überdeckt im Gegensatz zur Liturgie, die durch und durch christozentrisch ist. Auf diesen Grundgedanken baut der Verfasser sein Programm auf, das er nicht mit der Geste der Unfehlbarkeit verkündet, sondern bescheiden einer nachfolgenden Diskussion unterwerfen möchte. Ausdrücklich betont er auch, daß sein Buch „keineswegs einer liturgischen oder kunstgeschichtlichen oder ästhetischen Fachgelehrsamkeit“ entsprungen sei. Mögen darum auch Spezialisten über diese oder jene Einzelheit Bedenken verlauten lassen die Grundthese und im allgemeinen auch die Folgerungen bedürfen deshalb kaum einer Umstellung. Die praktische Durchführung wird ohnehin nicht so einfach sein, wie es den Anschein haben könnte. Es seien hier einige Folgerungen angedeutet: der Turm, von mäßiger Höhe, soll sich über dem Altar erheben, um auch schon äußerlich die wichtigste Stelle der Kirche zu kennzeichnen, Ausnützung der modernen